

Kleist durch eine seiner Figuren, nämlich den als extrem machiavellistisch gezeichneten Cheruskerfürsten. Der Frage aber, wieso Kleist das Eigene (seinen Helden Hermann) als fremd darstellt, nämlich mit der angeblich urgermanischen Eigenschaft skrupellosester Verstellungskunst, geht Essen nicht nach. Auch ihre reichlich umstandslose Identifizierung des Eigenen mit dem Germanischen und des Römischen mit dem Fremden (S. 12 u. ö.) lässt Fragen offen: Denn dass doch auch das Germanische für die Dichter und ihre Zeitgenossen ein – wenngleich idealisiertes – Fremdes war, wird gegen Schluss des Buchs (S. 251) zwar kurz erwähnt, spielt in der eigentlichen Untersuchung aber leider keine Rolle. Das Gleiche gilt für die These, Schlegel, Klopstock, Kleist und Grabbe hätten die „als negativ empfundenen Eigenschaften der eigenen Gesellschaft ... auf das römisch-französische Fremde projiziert“ (S. 252), mithin auch Teile des Eigenen alienisiert. Dieser interessante Gedanke taucht leider nur kurz in den Schlussbemerkungen auf, ohne dass er zuvor auch nur angeklungen, geschweige belegt worden wäre.

Überhaupt stechen die Schlussbemerkungen deutlich vom weniger lesenswerten Hauptteil ab, wo Essens Basisthese etwas sehr ausführlich auf die gleichfalls ausführlich zitierten Werke angewandt wird, die aber – diese Wertung möge dem Nicht-Germanisten gestattet sein – nicht gerade zu den Spitzenleistungen deutschsprachiger Dramenkunst gehören. Hinzu kommen störende Detailfehler sprachlicher und sachlicher Art („homini iracundi“ S. 32 u. ö.; „semiotische Zeichen“, S. 197 – gibt's denn noch andere?; S. 204 f. wird Grabbes Vergleich des Teutoburger Waldes mit einem „Auerstier“ als Beispiel für seine „durchgehende Anthropomorphisierung der germanischen Natur“ angeführt; S. 41 heißt es irrig, Rom hätte „die unterworfenen Völker in der Regel durch Verleihung des Bürgerrechts in den politischen Verband des Reiches“ einbezogen). Zusammenfassend bleibt der Zeit sparende Rat, sich auf die Lektüre der klugen und differenzierenden Schlussbemerkungen zu beschränken.

PHILIPP HEYDE, Hamburg

*Menelaos L. Batrinos, Mátthe Modern Greek, A new method of learning modern Greek, Verlag P. Ch. Paschalidis, Athen 1996, 226 S., 10.000 Drachmen.*

Einen ungewöhnlichen Weg zum Verstehen der neugriechischen Sprache beschreitet der Verfasser dieses Buches, der Professor für Endokrinologie an der Universität Athen ist. Die allgemein bekannte Tatsache, dass es in der Mehrzahl der europäischen Sprachen sehr viele Wörter gibt, die auf das Griechische zurückgehen, veranlasst ihn zu der Überzeugung, dass ein durchschnittlich gebildeter Leser seines Buches imstande ist, ohne größere Schwierigkeiten mit Hilfe dieser Wörter seiner Muttersprache (im vorliegenden Fall des Englischen) nicht nur das moderne Griechisch, sondern auch das früherer Epochen zu verstehen.

In 15 Lektionen gelingt es ihm, dem Leser nicht nur einen ziemlich umfangreichen Grundwortschatz, sondern auch hinreichende Kenntnisse der (Formen-) Grammatik zu vermitteln. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der heute auf einer kommunikativen Fremdsprachenmethodik basierenden Lehrbüchern verfolgt er eine Art „lexikozentrische“ Methode, wie der Aufbau der einzelnen Lektionen deutlich zeigt.

Die Texte der Lektionen bestehen aus griechischen Einzelsätzen, interlinearer Umschrift mit lateinischen Buchstaben, ausführlicher (englischer) Übersetzung, teilweise mit weiteren Worterläuterungen und/oder grammatischen Angaben, sowie einem zusätzlichen Vokabelverzeichnis mit (farbig abgesetzten) Hinweisen auf entsprechende Fremdwörter (im Englischen). Abgeschlossen wird jede Lektion durch eine „Basisgrammatik“, die ausschließlich die Formenlehre behandelt. Zwischen die einzelnen Lektionen eingestreut finden sich Textproben aus dem frühen, klassischen und hellenistischen Griechisch, so z. B. von Anaximander, Heraklit, Platon, Sophokles, Menander und aus dem neuen Testament. An die Lektionen schließen sich sechs Kapitel an, in denen in dialogähnlicher Form unterschiedliche Themen (Hotel, Reisen in Griechenland, Einkauf, Restaurant, Aufenthalt in der Stadt, Berufe) behandelt werden. Auch diese griechischen Texte werden jeweils durch eine Übersetzung und ein Vokabelverzeichnis ergänzt.

Als überaus nützlich erweisen sich Übersichten und Tabellen zu unterschiedlichen Bedeutungsfeldern wie „Familie“, „Körper“, „Kleidung“, „Farben“, „Nahrungsmittel“, „Berufe“, „Wünsche“, „Zeit- und Ortsangaben“ ebenso wie eine begrüßenswert ausführliche Zusammenstellung von ca. 100 sehr häufig vorkommenden Verbal- bzw. Nominalkomposita. Ein über 50-seitiges griechisch-englisches Wortverzeichnis aller in den griechischen Texten des Buches vorkommender Wörter mit zusätzlichen Bedeutungsangaben ist für den Benutzer des Buches sehr hilfreich. Ganz besondere Beachtung verdienen auch die informativen Ausführungen zur Geschichte und Kontinuität der griechischen Sprache von Homer bis heute, wobei auf die wichtigsten Veränderungen eingegangen wird, die in der hellenistischen und frühbyzantinischen Epoche und schließlich in der Zeit nach der Gründung des heutigen griechischen Staates nach 1827 eingetreten sind. Durch neuere Forschungsergebnisse überholt sind allerdings die Bemerkungen zur Entstehung der griechischen Sprache.

Fazit: Wer bei diesem Buch trotz des Titels nicht ein „Lehr“buch im üblichen Sinn erwartet, wird es nicht nur mit Freude in die Hand nehmen, zumal es auch äußerlich ansprechend (auf Hochglanzpapier mit einer Reihe von ausgewählten Illustrationen) gestaltet ist, und, wie der Verfasser selbst, von der einzigartigen Gestaltungskraft und „Langzeitwirkung“ der griechischen Sprache fasziniert sein, sondern es auch mit Gewinn lesen, sei es, dass er bereits über Kenntnisse des Griechischen verfügt, sei es, dass er sich erstmals mit dieser Sprache befassen will.

DIETER MOTZKUS

*M. Valerius Martialis, Epigramme, lateinisch-deutsch, hrsg. und übers. von Paul Barié und Winfried Schindler, Düsseldorf/Zürich (Artemis & Winkler) 1999, Sammlg. Tusculum, 1552 S., DM 168,-; für Mitglieder der Wiss. Buchgesellschaft DM 144,-.*

Schon einmal haben sich die beiden Herausgeber in einem Aufsatz gemeinsam zu Martial geäußert (AU 6/95, S. 53-68). Nun haben sie ein *opus grande* ediert – Taschenbuch im Format, so dass Martial sagen könnte: „*me manus una capit*“,

aber als zweisprachige Ausgabe mit über 300 S. Erläuterungen im Umfang natürlich nicht „*brevibus tabellis*“ (I 2) beschränkt. Zweisprachige Ausgaben bieten in aller Regel eine Summe, eine Summe der bisherigen Forschung und Auseinandersetzung mit einem Autor, aber auch der Übersetzungsversuche (dies mit den Einschränkungen, die der jeweilige Zweck einer Verdeutschung auferlegt). Sie liegt nun endlich auch für den deutschsprachigen Raum vor, *last but not least!*

Im Einführungsteil, der sich an die Textpräsentation anschließt, legen Barié und Schindler (BS) Rechenschaft ab über die Position, von der aus sie ihren Autor verstehen (die einzelnen Abschnitte: Dichtung und Wahrheit – Martials Leben – Lessings Gattungstheorie und Martial-Rezeption – Herders Lessing-Rezeption und Ausblick auf Erich Kästner – Stationen der modernen Martial-Philologie – Die Themen der Epigramme). Mit dankenswertem Nachdruck betonen sie den artifiziellen Charakter der Epigramme, der es in aller Regel verwehrt, das biographische Ich hinter dem poetischen auszumachen. Martials Ich ist „genauso erdichtet wie das Du, das es oftmals anspricht, selbst wenn dieses den Namen mit einer realen Person gemein hat“ (1089). Ein schlagendes Beispiel würde sich den *uxor*-Gedichten entnehmen lassen: Nach II 49 ist der Dichter unverheiratet. Einige Epigramme dahinter (II 92) verstößt er seine *uxor*. In dem Jahre später geschriebenen Buch IV hat er gerade die Hochzeitsnacht hinter sich (IV 22). Hier hat die je intendierte Pointe sich je ihre Wirklichkeit geschaffen. Es ist das Verfahren eines Dichters, bei dem „alles auf Wirkung bedacht ist, ... das ganze Leben zur Literatur wird“ (1092). In der Scheidung des dichterischen Ich von der biographischen Person Martials hat Lessing Vorarbeit geleistet, und zu Recht gehen BS ausführlich auf dessen „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm ...“ ein (leider wird im übrigen das Nachleben Martials, sowohl im Sinne der rezeptionsästhetischen Auseinandersetzung wie der – ungemein fruchtbaren – *imitatio* im gesamten europäischen Raum, von dem Ausblick auf Kästner abgesehen, ganz ausgespart). Das Geschick, mit dem BS den Einführungsteil insgesamt aufbereiten, machen die Lektüre zum Vergnügen, die